Bezugs-Preis

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 17. **Mittwoch** den 10. Januar 1900. **94. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. Januar.

Der gestrige erste Berliner Parlamentstag war nicht aufregend. Im **Reichstage**, bei der Debatte über die Erhöhung des Heringszolles, eine große Blamage für die kleinen Politiker vom Schlage des Herrn Dr. Hahn, verschärft durch Desavouirung dieses Herrn durch hartgesottene Agrarier, im **Abgeordnetenhause** gar nichts. Die Präsidentenwahl und die Einbringung des Etats durch den Minister v. Miquel finden, entgegen früher getroffenen Dispositionen, erst heute statt. Wodurch die Aenderung verursacht wurde, ist nicht bekannt; die Zeitungsmeldungen, daß die Freisinnigen gegen die Wiederwahl des bisherigen Präsidenten durch Zuruf zu protestiren gedächten, halten wir für unrichtig. Heute also wird Herr v. Miquel sprechen. Er wird jedenfalls nicht Diejenigen entschädigen, die es bedauern, daß die gestern verlesene Thronrede bei der Erwähnung der Canalvorlage sich aller Piquanterien enthielt. Die „Kreuzztg." ihrerseits ist natürlich von der nüchternen Ankündigung des Schicksalsgesetzes hochbefriedigt, auch die „Deutsche Tagesztg." spricht ihre Vorbehalte zu den sie besonders interessirenden Stellen der Eröffnungsrede in ruhigem Tone aus. Die „Germania" hingegen lärmt ob der Form der Ankündigung des Communalwahlgesetzes; das ist aber bei ihr nur Händlerbrauch, bestimmt, den Preis der offerirten Waare herabzudrücken. In Wirklichkeit läßt die Thronrede politisch nach keiner Richtung einen Schluß auf das Kommende zu; das Einzige, was Manche als Klärungsmoment erwarteten, die annähernde Angabe des Zeitpunctes, in dem die Eisenbahnvorlage erscheinen soll, fehlt auch und deshalb wird der Streit darüber, ob die preußische Regierung nach dem Spruche „Kein Wasser, keine Schienen" zu verfahren gedenke, noch eine gute Weile fortdauern.

Die **Beschlagnahme deutscher Dampfer** durch englische Kriegsschiffe sollte schon heute unmittelbar nach Beginn der zweiten Etatsberathung im Reichstage zur Sprache gebracht werden; man hat aber davon, weil Graf Bülow heute in Stettin einer Schiffstaufe beiwohnt, Abstand genommen und wird dem Staatssekretär des Auswärtigen erst an einem der folgenden Tage Gelegenheit geben, die lang ersehnte Auskunft sowohl über die Schritte, die er zur Abwendung ähnlicher Maßnahmen gethan, als auch über den Erfolg seiner Bemühungen zu ertheilen. Bis dahin wird ja wohl die Antwort Englands in Berlin eintreffen. Ein Mitarbeiter der Münchener „Allgem. Ztg." will wissen, das sei bereits geschehen; die Antwort mache zwar eine von der deutschen verschiedene Rechtsauffassung geltend, der Ton aber sei so conciliant, daß eine Verständigung zu erwarten sei. Daß die Antwort in der Form kaum etwas zu wünschen übrig lassen und auch einige sachliche Zugeständnisse enthalten werde, darauf bereiten die folgenden beiden Telegramme vor:

* **Aden**, 9. Januar. („Reuter's Bureau.) Der Postdampfer „General", der freigelassen worden ist, fährt heute Abend ab. Auf dem Dampfer wurden einige Chemikalien und Radachsen gefunden, sonst nichts. Auf einem Dampfer des Oesterreichischen Lloyd, dessen Name im Telegramm nicht angegeben ist, wurde eine Menge Mehl gefunden, das, wie man annimmt, für Transvaal bestimmt ist. Das Mehl wird zurückgehalten, bis das Prisengericht seine Entscheidung getroffen hat.

* **London**, 9. Januar. Wie das „Reuter'sche Bureau" vernimmt, wird nach Freigabe des Dampfers „General" auch wahrscheinlich dem Dampfer „Herzog" die Weiterfahrt gestattet werden. Dem Vernehmen nach ist nunmehr festgestellt, daß die Passagiere des „Bundesrath", Mitglieder der italienischen Gesellschaft vom Rothen Kreuz waren, die in gleicher Weise verwundete Briten und Boeren pflegen sollten. Es ist noch nicht endgiltig festgestellt worden, ob unter der Ladung des „Bundesrath" Contrebande sich befindet, aber wie verlautet, wird die englische Regierung bereit sein, volle Entschädigung für jede Verzögerung zu gewähren, wenn sich keine Contrebande vorfindet. Die von der deutschen Regierung unverzüglich gemachten Vorstellungen hinsichtlich der Behandlung neutraler Schiffe sind von der englischen Regierung mit aller Berücksichtigung entgegengenommen worden. Wie verlautet, wird die Angelegenheit der neuerlichen Aufbringung eines deutschen Postdampfers in freundschaftlicher Weise zwischen beiden Regierungen geregelt werden. Dem Vernehmen nach befindet sich an Bord des Dampfers „General" keine Contrebande, anscheinend auch nicht an Bord des Dampfers „Herzog".

Immerhin genügt es nicht, wenn nach langem Zögern und Zaudern die beschlagnahmten Schiffe freigegeben und voller Schadenersatz versprochen wird. Es handelt sich vor Allem darum, daß bindende Zusicherungen oder Garantien für das künftige Unterbleiben von Maßregeln gegeben werden, die England selbst nicht dulden würde, wenn sie ihm gegenüber in Anwendung kämen. Wir begrüßen es daher, daß die „Nat.-Lib. Corr." die folgende, ihr „von sehr geschätzter Seite" zugegangene Zuschrift abdruckt, die einen Schluß auf die Haltung gestattet, die von nationalliberaler Seite bei der Debatte wird eingenommen werden:

„Die bisherige Wirkung des Vorgehens der englischen Regierung gegen die deutschen Postdampfer ist eine außerordentliche Verbitterung, und nicht zum Wenigsten darum, weil das Verfahren völlig mit dem in Widerspruch steht, was England selbst [illegible] zur See für recht und billig gehalten. Stets hat es daran festgehalten, daß alle Waaren von einem neutralen Hafen unter neutraler Flagge nach einem neutralen Hafen unbehindert gefahren werden können. Ein bezeichnendes Beispiel dafür hat England während des amerikanischen Secessionskrieges gegeben; ohne Weiteres haben englische Schiffe große Massen von Kriegsmaterial, das für die Südstaaten bestimmt war, nach einem im nördlichen Mexiko bei Texas gelegenen Hafen Matamoras verladen. Die Proteste der Nordstaaten bei England haben nichts gefruchtet. Im vorliegenden Falle kommt aber hinzu, daß die Deutsch-Ostafrika-Linie ausdrücklich nach Ausbruch des Krieges den Standpunct eingenommen, keine Kriegscontrebande zu verladen. Und soweit die Rhederei Controle zu üben in der Lage war, ist nichts verladen worden, was als Contrebande angesehen werden konnte. Der erste Beweis dafür ist die Freigabe des Dampfers „General" — nachdem die ganze Ladung untersucht und stark beschädigt, aber nichts Verdächtiges gefunden worden war. Noch schlimmer aber als diese Schädigungen sind die weiteren Wirkungen des englischen Vorgehens. Es steht zu besorgen, daß die ganze Linie lahmgelegt wird. Der erste beschlagnahmte Dampfer „Bundesrath" verliert seine sämmtliche Rückfracht und Passagiere, und mit dem Dampfer „Herzog", der einen Werth von 2,5 Millionen Mark darstellt, wird es wohl ebenso gehen. Zugleich besteht in Hamburg große Scheu, irgend etwas nach Deutsch-Ostafrika zu verladen, weil Jeder besorgt, daß die Ladung beschädigt oder gar nicht ankommt. Ebenso geht es mit den Passagieren, die, soweit sie auf den beschlagnahmten Dampfern sich befinden, Schadenersatz beanspruchen, weil sie nicht an ihren Bestimmungsort gebracht sind. Das sind Schädigungen, die sich auf Hunderttausende von Mark summiren. Der Gipfel aber bleibt, daß Dampfer, auf denen sich die deutsche Post befindet und die nach der deutschen Colonie Deutsch-Ostafrika bestimmt sind, wie der „General", auf diesem Wege in Aden angehalten und gezwungen werden, ihre Ladung untersuchen zu lassen. Das ist ein Verfahren, daß sich rechtfertigen ließe, wenn Deutschland mit England in ernstlichen Differenzen läge, oder allenfalls vertheidigen, wenn England irgend eine Erklärung abgegeben hätte, daß es Schiffe nicht nach der Delagoa-Bai gehen läßt oder diese Bai blockirt hält. Davon ist aber gar nichts geschehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese gerechtfertigten Beschwerden im deutschen Reichstage vernehmbar zum Ausdrucke gebracht werden."

Der **italienische Kriegsminister General Mirri** ist, wie gemeldet, zurückgetreten. Die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen ihm und dem Palermitaner General-Staatsanwalt Venturini hat ihm den Hals gebrochen. Man erinnert sich noch der Aussage, welche General Mirri als Zeuge im Maffia-Proceß Notarbartolo kürzlich ablegte. Er sprach mit solcher Offenheit und Entschiedenheit, daß das Publicum ihm, als er den Gerichtssaal verließ, eine stürmische Ovation bereitete. Das Schwergewicht seiner Rede lag in der Anklage, welche er gegen die Polizei- und Gerichtsbehörden Palermos erhob. Er zieh sie der sträflichen Schwäche gegen die Maffia. Und nun erfährt man aus dem Briefwechsel, der dem Mailänder „Tempo" zur Verfügung gestellt ward, daß der General als Regierungs-Commissar für Sicilien von dem General-Staatsanwalt die Freilassung eines Menschen forderte, der sich unter der Anklage auf Theilnahme an einer verbrecherischen Gesellschaft, auf Fälschung, Diebstahl und Mord in Untersuchung befand. General Mirri begründete sein Verlangen mit der Erklärung, daß das bewußte Individuum ein trefflicher Agitator für die Wahl des Regierungs-Candidaten Damiani sei, der um jeden Preis gewählt werden müsse. General Mirri hat also eine grobe Verletzung des Gesetzes aus politischen Rücksichten begehrt und daher kein Recht, den sicilianischen Behörden, die das Gleiche gethan haben, Vorwürfe zu machen. Man citirt angesichts der Enthüllungen des „Tempo" unwillkürlich das Bekenntniß der Prinzessin Eboli zu Füßen der Königin: „Das Verbrechen, dessen ich Sie zeihte, beging ich selbst." Wie arg aber müssen die Zustände in Sicilien sein, wenn sich ein alter Soldat, ein ehrenhafter General, durch die Verhältnisse gezwungen sah, zu solchen Mitteln zu greifen!

Der Krieg in Südafrika.

—r. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist wieder auf jenen Theil des Kriegsschauplatzes, wo beide Gegner ihre hauptsächlichsten Streitkräfte vereinigt haben, auf Natal, und dort wieder auf

Ladysmith

gerichtet. Obwohl es General White trotz zahlreicher Versuche nicht gelungen ist, den Belagerungsgürtel zu sprengen und sich nach Süden über den Tugela durchzuschlagen — der letzte heroische Versuch am Freitag ist gänzlich mißlungen — muß man doch der tapferen Besatzung, welche nun schon seit dem 2. November, also über zwei Monate, unter den schwierigsten Verhältnissen und unter großen Entbehrungen Stand hält, die höchste Achtung zollen. Die Truppen White's leiden an Proviant- und Wassernoth und unter Munitionsmangel. Epidemische Krankheiten herrschen in der Stadt und reduciren täglich den Stand der Streiter, da es auch an Arzneimitteln zur Bekämpfung der Seuchen fehlt. Trotzdem wehrt sich die Garnison gegen einen ebenso muthigen und ausdauernden Feind mit bewunderungswürdiger Ausdauer.

Wenn die Truppen White's einen entschlossenen Widerstand leisten und sich vertheidigen, bis die letzte Patrone verschossen und die letzte Krume Brod verzehrt ist, so thun sie dies in der Hoffnung auf baldige Hilfe, auf baldigen Entsatz. Nur wenige Stunden südlich von Ladysmith, bei dem kaum zwanzig englische Meilen entfernten Chieveley, steht unter General Buller's Commando eine der schönsten und stärksten Armeen, welche Großbritannien jemals auf die Beine gebracht hat. Ueber 30 000 Mann mit 70 Geschützen sind bereit, Ladysmith die ersehnte Hilfe zu bringen. Die beiden Heere Buller's und White's verkehren durch optische Signale mit einander, und man vernimmt ganz deutlich in Chieveley den Donner der Geschütze bei Ladysmith. Bis jetzt war aber General Buller nicht im Stande, den Truppen White's die Hand zu reichen. Sein erster am 15. December unternommener Versuch, die bei Colenso stehenden und ihm den Vormarsch auf Ladysmith wehrenden Boeren aus ihren Stellungen zu verdrängen und sich den Uebergang über den Tugelafluß zu erzwingen, ist gescheitert. Die Engländer haben das Wagniß mit dem Verluste von mehr als tausend Mann und einem Dutzend Geschützen bezahlt.

Seit jener Zeit hat General Buller bedeutende Verstärkungen an Mannschaften und Geschützen herangezogen. Auch die Boeren haben nämlich ihre Stellungen am Tugelaflusse verstärkt, und englische Berichte behaupten, daß sie in der Front geradezu unangreifbar wären. General Buller müßte daher trachten, den Gegner durch eine Umgehung seiner Position zu delogiren. Es fragt sich aber, ob der englische Oberbefehlshaber heute schon in der Lage ist, sich von der Eisenbahn entfernen zu können. Bisher war ihm dies bekanntlich nicht möglich, da er keinen Transporttrain zur Verfügung hatte. Die Stellungen der Boeren sind sehr ausgedehnt, denn ihre Verschanzungen sollen den Tugelafluß auf 11—18 englische Meilen begleiten und dies würde für einen unternehmenden Gegner sehr verlockend zu weit ausholenden, umfassenden Manövern sein. Die Unternehmungslust des englischen Generalstabes dürfte jedoch durch den bereits erwähnten Mangel an einem Transporttrain ziemlich eingeschränkt sein. Die Boerentruppen sind überdies, da sie meist beritten sind, so beweglich, daß sie bedrohte Puncte rasch erreichen können

Feuilleton.

Die ganze Hand.

7] Roman von Hans Hopfen.

Nachdruck verboten.

Der elegante Spindler kam wohl jede Woche einmal in seinem neuen Break, der allezeit eifrige Wendewalt öfter als einmal auf seinem Zweirad angesaust, und wenn sie nicht häufiger kamen und nicht länger blieben, als geschah, so war jener unausstehliche, radebrechende Schwätzer daran schuld, der sich mit seiner Staffelei und seinen Farbentuben bereits in Nanda's Werkstatt niedergelassen hatte, hier that, als ob er zu Hause wäre, wenigstens viermal in der Woche das Fräulein stundenlang mit verliebten Augen verschlang und über seine Leinwand hinweg die ältesten Meibinger und die dümmsten Mikoschgeschichten hervorzusprudeln und sie falsch zu pointiren nicht müde ward. Von den Andern begriff Keiner, daß eine Dame voll Geist und Geschmack, wie Nanda Wesselbrunn, solch eines Kaffern Gesellschaft so lange ertrug. Aber freilich, das Bild versprach vorzüglich zu werden. Darin waren sie Alle einer Meinung und Jeder hätte es gern für sich erstanden; aber Nanda verbat sich das, und der Künstler dachte nicht daran, das Porträt irgend Jemand zu überlassen, es wäre denn dem schönen Urbild selbst. Aber auch diesem erst, nachdem sein Meisterstück von einer Großstadt zur anderen auf die Ausstellung gewandert wäre und den Ruhm seines Schöpfers gemehrt und verbreitet hätte.

Das schöne Conterfei mußte ja dem Urbild schmeicheln. Von den Andern konnte keiner vergleichen. Und dieser wärmenden Ueberzeugung voll, pflanzte sich der Ungar frech fest in Nanda's Werkstatt und freute sich diebisch, wenn die Anderen vor verhaltener Wuth platzen wollten. Seine Mikosch und Meibinger konnte Keiner aushalten, und so behauptete er allemal das Feld. Nur vor Einem wich er, vor Einem schwänzelte und tänzelte und buckelte und grinste er immer und überall, und selbst neben der angebeteten Nanda. Das war der einflußreiche Kunstkritiker, der, breitspurig und unverfroren, ganz der Mann dazu war, wenn er sich über einen Künstler ärgerte, dessen schönstes Meisterwerk vor allem Volk mit einer Lauge von Spott und Hohn zu übergießen, daß kein Pinselstrich davon anerkannt wurde. Mit dem durfte es ein Strebender beileibe nicht verderben. Das wußte der Magyar, allein ihm wollt's auch dünken, als wäre der feiste Schlemmer, der nichts im Leben ernst nahm, auch der am wenigsten Gefährliche von Allen, die um dieses berauschende Weib sich mühten. Er versäumte nicht, sowie er sich mit ihr allein fand, über diesen infamen Schmarotzer die infamsten Anekdoten auszukramen, die diesen in guter Gesellschaft schlechterdings unmöglich machen sollten. Und nicht nur über diesen, sondern auch über die beiden Anderen, wie dies auch Jeder von den Dreien über den Maler und hinwiederum über sämmtliche abwesende Nebenbuhler leistete, sobald einer das Glück hatte, bei der schönen Fächermalerin allein zu sitzen.

So gab sich ein Jeder von den Vieren redliche Mühe, die freundliche Wirkung der anderen Freier zu Nichte zu machen, und arbeitete damit unbewußt zu Gunsten jenes Fünften, den Keiner nannte, den Keiner kannte, an dem aber Nanda mit ganzem Herzen hing, mochten Jene sich verleumden oder ihr Lob zu ihren Füßen singen, gleichviel.

Denn obschon Immanuel in seiner quälenden Phantasie ganz richtig erkannt hatte, wer Alles bei seinem Liebchen aus- und einging, und was sie schwatzten und anstellen mochten, in Einem hatte er sich doch umsonst gequält, er kannte Nanda's Herz noch lange nicht. Es giebt kein sichereres Mittel, ein Weib zu hüten und in Treue zu bewahren, als gegenseitige tapfere Liebe. Ein Weib, das leidenschaftlich liebt und sich leidenschaftlich geliebt weiß, wird nicht leicht vom rechten Wege straucheln. Denn der geliebte Mann ist ihr ein Gott und jeder Andere, wäre er auch eingestandenermaßen dreimal so viel werth als der ihrige, ist ihr ein Gräuel und Abscheu, wenn er sich ihr begehrend nähert.

Wohl litt auch Nanda bitter unter der andauernden Trennung vom Geliebten, aber sie litt in Freiheit und so litt sie leichter. Nur wenn sie jene seltenen, aus Noth verstellten, also nichtssagenden Brieflein des Gefangenen von der Post holte, wehte sie's bitter und öde daraus an. Aber es waren doch Lebenszeichen und Liebeszeichen doch auch. Dann ging sie wohl heim und schrieb aus voller Seele heraus einen langen, leidenschaftlichen Brief an den Einzigen, obschon sie wußte, daß sie diesen Brief ihm nicht würde schicken und er ihn mit so manchem anderen erst nach seiner Freilassung würde lesen dürfen. Aber für ihr gepreßtes Herz war's doch Erleichterung, mit ihrem armen Immanuel zu sprechen, ihm Alles zu sagen, was sie bewegte in Liebe, Sehnsucht und Hoffnung.

Wunderlich blieb ihr's dann trotzdem, daß Der, an welchen diese Briefe gerichtet waren, nicht darauf antwortete und auf alle diese Gedanken und Gefühle keine Resonanz kam. Freilich, er erhielt diese Briefe ja nicht, sie mußte sich das immer wieder sagen, und doch schrieb sie weiter an ihn, wie in ein Tagebuch und über Alles.

Von ihren Anbetern schrieb sie nichts oder nur wenig. Sie waren ihr ja auch nichts mehr. Warum sich mit gleichgiltigen Personen befassen, wenn man dem Entfernten so viel Wichtigeres zu schreiben hat. Spindler war ihr niemals sympathisch, der Kritiker mit der Paschamiene immer zuwider gewesen, und den Maler ertrug sie nur, weil er in ihrer Kunst sie richtig berieth und ein vorzügliches Bild von ihr schuf, das ihrem Geliebten Freude machen sollte. Etwas anders stand es mit dem Landrath. Sie kannte ihn von klein auf, er war ihr und ihrem Vater immer ein treuer und ehrlicher Freund, sein Denken, Thun und Gebahren ihr immer lieb und vertraut gewesen. Sie achtete ihn und wußte, daß sie auf ihn zählen durfte, wenn sie wollte. Aber da er schon ein erwachsener Mensch und Feldzugssoldat gewesen war, als sie noch im Flügelkleide mit Puppen, Katzen und Hühnern auf dem Hofe herumtollte, hatte sie sich daran gewöhnt, ihn für einen älteren Herrn zu betrachten, für viel älter, als er wirklich war, und darum kam er als Courmacher bei ihr gar nicht in Betracht. Daß er trotzdem in sie verliebt war, that ihr leid, und daß er des kein Hehl hatte, war ihr oft peinlich. Aber sie hoffte noch immer, ihn als Freund abzurichten und von eitlen Wünschen zu heilen.

Auch Wendewalt hoffte, jedoch das gerade Gegentheil, wenn er auch vor der Hand zu schweigen und sich zu gedulden für gut fand. Und so entstand ein wunderliches Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden ungleich gearteten Menschen. Aber ohne daß Nanda sich dessen bewußt ward, fand sie in dieser Freundschaft, für die sie nichts von Liebe an sich hatte, Trost, der ihr leichter zu dulden half, was zu Ende geduldet werden mußte.

Wendewalt glaubte zu fühlen, daß er der schönen Malerin etwas geworden war, das sie mit ehrlicher Freude begrüßte, wenn er bei ihr erschien und, wenn er ging, sie fragen ließ, wann sie sich wiedersehen würden. Sie nannte es Zeitvertreib. Er hoffte, daß es der unbewußte Anfang eines köstlicheren Gefühls sei, und baute Hoffnungen darauf.

Aber er kam in seiner Beflissenheit keinen Schritt vorwärts. Sie legte auf seine Besuche, auf seine Persönlichkeit nur darum Werth, weil er ihr die Langeweile scheuchen half, den schlimmsten Feind der Einsamen, die sich sehnen. Ohne seine gute Laune, ohne die Abwechselung, die ihr das Gespräch des klugen, vielerfahrenen Mannes bot, wäre wahrscheinlich auch sie krank und nervös geworden. Sie fühlte dergleichen instinctiv und fühlte sich darum auch instinctiv zu Dank verpflichtet.

In dieser Dankbarkeit spielte sie mit ihm. Ein gefährliches Spiel. Gefährlich zunächst für ihn. Darüber Gewissensbisse zu bekommen, war sie zu sehr Weib. Nichts natürlicher, als daß Männer für sie schwärmten. Sie war's gewöhnt und ihnen machte das sichtlich Vergnügen. Sie zeigten sich überglücklich, Einer wie der Andere, wenn sie sichs nur ein bischen gefallen ließ. Warum sollte sie dem tapferen Wendewalt die Freude verderben? Er verpflichtete sie zu nichts. Davor war sie sicher, und sie versäumte auch nicht, ihm das gelegentlich anzudeuten.

In ihrer instinctiven Dankbarkeit und Vorsicht war sie auch zu Vertraulichkeiten gestimmt. Um ihm zugleich ein Zeichen ihrer Freundschaft zu geben und seine eitlen Hoffnungen abzuschneiden, lüftete sie einmal den Schleier ihres Geheimnisses ein wenig und gestand ihm in kameradschaftlichem Tone geradezu, daß sie verliebt sei, daß sie seit Jahren ein intimes Verhältniß habe, daß sie aber wegen allerhand Hindernissen sich nicht kriegen könnten, vor Allem des dummen Geldes wegen, das keiner von Beiden hätte.

Der Landrath hörte ganz andächtig zu. Er nahm aber die Sache bei sich gar nicht so ernsthaft und taxirte die Geschichte als eine altbackene Mädchenliebe, daran sich ein üppig aufblühendes, mit so viel natürlicher Lebenslust und Schaffensfreude begabtes Weib wie Nanda nicht die Zähne ausbeißen und dabei sinnlich verhungern werde.

Sie war zu ihrer eigenen Ueberraschung etwas neugierig darauf, ob Wendewalt nach solcher Eröffnung ausbleiben oder wiederkommen werde. Er kam nach wie vor auf seinem Rade, zu den gleichen Zeiten, und machte nie eine Anspielung auf ihr großmüthiges Geständniß.

Sie überredete sich, daß er durch dieses Verhalten klar bewiese, daß er für sie eben nur ein Freund, aber ein guter Freund sein wollte, und sie dankte ihm auch für diesen Beweis. Nur hätte sie gern noch mehr mit ihm über ihren Geliebten gesprochen. Natürlich, ohne ihn zu nennen. Es hätte ihr so wohl gethan, mit irgend einem verläßlichen Menschen von ihrem Immanuel zu plaudern. Der Landrath wich geschickt aus. Dabei merkte sie auch, daß besser davon geschwiegen würde. Und sie vertrugen sich gut auch ohne das.

Sie malte fleißig. Auch in den heißen Sommertagen. Zwei ihrer kleinen Kunstwerke hatte sie während des Geliebten Verhaftung schon ziemlich weit gefördert, und sie hoffte, sie bald zu vollenden und dann auch gut zu verkaufen. Nun gönnte sie sich etwas Erholung. Sie fuhr bei gutem Wetter mit Miß Max Minn, dem Landrath und dem Assessor, denen sich auch manchmal der Maler zugesellte, zu Rad in den Grunewald und dort- und dahin. Papa hatte nichts dagegen, wenn sein zuverlässiger Freund Wendewalt dabei war. Sie fühlte, daß ihr

SLUB
Wir führen Wissen.